

# I.

Die Stadt verstummte. Die Stille war mit einem Mal über sie hereingebrochen, obwohl dies nur der letzte Schritt gewesen war. Zuerst hatte sie bloß mit der Schuhspitze eine Linie übertreten, wie ein Sportler oder ein Schüler, der bei einer Prüfung aus dem Stand abspringen soll, dann war sie größer und größer geworden, sodass sich selbst die Bankangestellten wunderten und einander fragten, *warum ist es denn so still?* Ein jeder hätte sich da gewundert – es war Samstag, an den Kassen herrschte Gedränge, alle schwitzten, während sie warteten, man beobachtete die Nachbarschlangen, und plötzlich war sie da: die Stille.

Warum hatte man sie zuvor nicht bemerkt? Wo war sie die ganze Zeit gewesen? Hatte jemand sie gewaltsam aufgehalten?

Das Frühstück hat sich, so scheint mir, ebenfalls verändert. Seit Langem esse ich morgens kaum noch etwas, doch meine Unlust wächst sich zu Erschöpfung aus. Ja, zu Erschöpfung, nicht zu Müdigkeit. Müdigkeit – das ist der Endpunkt, die unumkehrbare Tatsache, dass Freude selbst als Wort zu existieren aufgehört hat, und, mehr noch, dass es nicht daran liegt, dass die Anzahl der Ereignisse und Gelegenheiten, die du mit diesem Wort verbindest, abgenommen hat, sondern dass du irgendwann beschlossen hast, dass das Wort an sich keinen Sinn mehr hat, dass es zu einfach, zu banal und zu langweilig ist. Vielleicht komme ich bald noch zu Müdigkeit, vorerst empfinde ich aber lediglich Erschöpfung.

Der Geschmack des Kaffees ändert sich, und das liegt sicher nicht an der Art des Getränks, nicht an der Art seiner Zubereitung, sondern an den Rezeptoren, die ihn schmecken. Ein gerade getrunkenen Apfelsaft. Ist er vielleicht der Grund, verändert er den Geschmack des Kaffees? Man möchte sich so gern beruhigen, sich selbst versichern, dass alles wieder so wird, wie es einmal war.

Ich sitze beim Frühstück, knete den Teig der eigenen Gedanken durch, um später daraus etwas Essbares zu formen, wovon ich mich über den Tag hin ernähren kann. Doch mein Nachdenken wird von einer Empfindung unterbrochen. In meinem Mund wuchert Gras. Ich liebe Gras, und man kann sagen, ich freue mich darüber, doch man kann das Gras nicht einfach vergessen, es breitet sich tyrannisch hinter den Zähnen und auf dem Zahnfleisch aus und erstickt alles. Wenn man Gras hat, braucht man nichts anderes. Deshalb ändert sich der Kaffeegeschmack, mit dem Apfelsaft hat das rein gar nichts zu tun.

Das Gras wächst nur bei Stille. Sie jagt mir keinen Schrecken mehr ein. Ich entschliesse mich, bei ihr zu bleiben. Vorerst. Wieder beruhige ich mich, dass es bloß vorerst ist, aber irgendwo tief in mir spüre ich, dass ich sie wohl nicht mehr vertreiben kann.

## II.

Das Auto fuhr den blassgrauen Sandstreifen entlang. Aus dem Fenster sah man Möwen und Kormorane, die gemächlich am basaltenen Himmel kreisten. Nur sie belebten die Landschaft mit ihren gleichmäßigen Bewegungen und fernem Geschrei. Es war nicht kalt, aber außer mir schien nichts und niemand das so zu sehen. Ich knöpfte nicht einmal die Jacke zu, nachdem ich aus dem Auto gestiegen war.

Auf der Vortreppe des Hotels, an dem das Auto gehalten hatte, traten einige Männer von einem Bein auf das andere. Zu sagen, welchen Berufen sie nachgingen, was genau sie hier machten, war eher schwierig und im Prinzip auch sinnlos. Das Hotel gähnte mit dem offenen Mund der Eingangshalle. Das Servicepersonal war den Gästen zahlenmäßig deutlich überlegen. Ich nannte der Rezeptionistin meinen Namen. Nachdem sie mich auf ihrer Liste gefunden hatte, zog sie ein Formular hervor:

»Füllen Sie das bitte aus.«

Ich setzte mich in einen weichen Sessel, holte Stift und Reisepass heraus und begann die notwendigen Daten einzutragen. Ehrlich gesagt verstand ich nicht ganz, für wen und warum hier der Ort und das Datum meiner Geburt von Bedeutung waren. In einer Ecke lief traurig ein Fernseher, entlang der Fenster standen Bäumchen in riesigen Gefäßen, gegenüber – eine verwaiste Garderobe, an der wohl schon

seit Jahrhunderten niemand mehr Mäntel abgegeben oder zurückerhalten hatte. Das Hotel des Instituts für Vulkanologie, wie auch die Mehrzahl seiner Forschungsgegenstände (des Instituts, nicht des Hotels, selbstverständlich), schlief, und wann es aufwachen und welche Folgen das haben würde, wagte wirklich niemand vorherzusagen.

Das Hotelzimmer war in solchem Maße standardisiert, dass man sich in jedem beliebigen Land der Welt hätte wähnen können, wenn man die Erinnerung ausschaltete. Ein enger Flur mit kleinem Schrank, ein Bett, das sich scheinbar über dich lustig macht, weil es dich daran erinnert, dass die Mehrzahl der Menschen nicht alleine schläft, ein Tisch, ein Sessel, eine Lampe. Aus irgendeinem Grund musste ich an den australischen Stamm der Guugu Yimidhirr denken, jene Menschen, die Kapitän Cook, als dieser nach dem Namen des ihm unbekanntes Tieres fragte, »Känguru« antworteten. In meinen Gedanken tauchte auf einmal das Experiment auf, von dem ich in einem Buch gelesen hatte, bei dem einem Angehörigen dieses Stammes zwei gegenüberliegende Hotelzimmer gezeigt wurden. Sie waren identisch. Die gleiche Badezimmertür links, der gleiche Spiegelschrank rechts, die gleichen Vorhänge, der gleiche Fernseher in der linken Ecke und das gleiche Telefon in der rechten. Doch identisch sind sie nur für uns Europäer. Für die Guugu Yimidhirr sind diese Zimmer unterschiedlich. Für sie ist alles seitenverkehrt. Das Telefon im Osten, der Fernseher in der westlichen Ecke. Das bedeutet, dass diese Zimmer unterschiedlich sind. Und die Guugu Yimidhirr werden sich an sie als ungleiche Zimmer erinnern.

Dieses Zimmer hatte im Unterschied zu vielen anderen, in denen ich bisher untergekommen war, eine Stehlampe und

eine richtige Badewanne. Nicht, dass das Begeisterung in mir ausgelöst hätte, aber es erweiterte meine Möglichkeiten der körperlichen Entspannung.

In Kinofilmen oder Werbespots werden oft in der Badewanne sitzende Frauen gezeigt, deren Gesichter Ruhe und Verzückung ausstrahlen. Man beginnt zu glauben, dass man dieselben Gefühle verspüren wird, sobald man in eine Badewanne steigt, dass man ruhig und glücklich wird. Im vollen Bewusstsein, dass nichts anderes als die Mechanismen der Konsumideologie wirken, erlag ich heute aus irgendeinem Grund diesem Reiz und füllte die Wanne mit Wasser, obwohl ich gar nicht gern bade.

Wie erwartet, hielt ich nicht sehr lange durch, von der Hitze begann das Blut in meinem Kopf zu pulsieren, und ich fühlte, wie sich meine Wangen rosarot färbten. Ich konnte das Buch nicht weiterlesen, zumal es ohnehin unangenehm war, mit nassen Fingern beim Blättern graue Abdrücke auf den Seiten zu hinterlassen. Unbequem. Alles hier war unbequem. Ich erinnerte mich an Berichte, dass Menschen in der Badewanne eingeschlafen waren und ertrunken sind. Das erschien mir aber eher unwahrscheinlich, also drehte ich mich auf die Seite und schloss die Augen. Es wurde angenehm.

»Wenn du die Finger ins Wasser tauchst und wartest, vergessen die Jungfische deine Anwesenheit und werden so mutig, dass sie sich dir nähern und mit ihren Körpern deinen kleinen Finger streifen.« Ich begriff nicht sofort, dass das ihre Stimme war.

»Wann bist du angekommen? Und was verschlägt dich überhaupt hierher?«

Aber sie schien mich nicht zu hören.

»Weißt du, in der Natur kann man Analogien finden, mit

deren Hilfe man in die Vergangenheit zurückkehren und sich selbst mit Männeraugen betrachten kann.«

»Wozu?«

»Na, ich hab noch mehr Glück, ich bin keine Theoretikerin, ich bin Praktikerin.«

Manchmal erinnern mich die Gespräche mit Helga-Maria an Einbahnstraßen, sie hört mir nicht zu, und ich stelle nicht die richtigen Fragen.

»Zuerst finde ich etwas, beobachte es, staune, und dann suche ich schon Erklärungen und einen freien Platz in der Systematik meiner Funde. *Margaritifera margaritifera* – die Flussperlmuschel. Ich nehme sie aus dem Wasser und halte ihren Körper, der in etwa so groß ist wie meine Hand, zwischen den Handflächen. Erinnerst du dich, wie früher – der eingeklemmte, imaginäre Ring, wenn wir als Kinder ›Ringlein, Ringlein‹ spielten und die zu Kähnen geformten Hände durch die Hände der Freundinnen führten: *Ringlein, Ringlein, du musst wandern*«, wir hockten da, und Helga-Maria führte ihre Hände durch meine, dann sprach sie weiter:

»Die Muschel erschrickt, zieht ihre Lippen ein. Versteckt sich. Ich spüre ihre Anspannung und bereue meine Kraft, mit der ich ihr mit einer einfachen Berührung Schmerzen zufügen kann, aber mich verlangt so sehr danach, ihre Lippen zu berühren, dass ich für einen Moment lang den Wunsch verspüre, ihren Panzer zu zerbrechen, um zu bekommen, was ich will. Doch ich warte geduldig, bis sie sich an meine Anwesenheit und die Wärme meiner Hände gewöhnt hat. Und als sie verstanden hat, dass sie nichts zu fürchten braucht, ich nur ein Beobachter bin, fremdelt und verzieht sie sich nicht mehr, sondern ist bereit, ihr Leben gemeinsam mit mir zu genießen, und ich bin ihr dankbar dafür. Wir schauen einander an, und

ich begreife, dass ich eine ganze Welt halte. Endlich lässt sie es zu, und ich streiche mit dem Zeigefinger über ihre Lippen, von da, wo der Himmel beginnt, bis hin zu der Stelle, an der ich beginne. Der Strich dieser Berührung lässt meine Nervenenden zittern und sendet ein Signal in mein Hirn, das als ›totale Harmonie‹ übersetzt wird.«

Ich verstand, dass Helga-Maria mir etwas Geheimes erzählte, daher schwieg ich, um sie nicht mit meiner Wirklichkeit zu stören. Ein Tropfen zerstob auf der Oberfläche des Wassers, das die Wanne füllte. Wenn Helga-Maria weinte, begannen ihre Lippen zu brennen, sie wurden heiß und rot, sie legte dann ihre Finger darauf, um die Hitze zu vertreiben, allerdings half das kaum, und sie weinte nur noch mehr. Ich legte meine Hand auf ihre, aber sie sprang auf und rannte aus dem Badezimmer. Ich wollte aus dem Wasser steigen, um sie aufzuhalten, doch da hörte ich bereits die Tür schlagen und verstand, dass es zu spät war. Ich lehnte mich zurück, konnte aber nicht mehr lange so sitzen, ich musste die ganze Zeit darüber nachdenken, wohin sie wohl gegangen war und weshalb sie mir diese Geschichte erzählt hatte.

Zum ersten Mal war ich Helga-Maria in einer Bar begegnet. Sie hatte an diesem Tag furchtbare Kopfschmerzen und war noch dazu durchgefroren, weil sie draußen auf jemanden gewartet hatte, der ihr versprochen hatte, sie angenehm zu überraschen. Aus irgendeinem Grund war ihm das nicht gelungen, vielleicht, weil er nicht zum versprochenen Treffen erschienen war, oder aber, weil er einfach nicht in der Lage war, überhaupt zu überraschen. Helga-Maria war aufgebracht und wollte sich bei einem Tee aufwärmen. An diesem Tag hatte sie granatrote Augen. Sie trank Tee aus einem Plastik-

becher und gab vor, ihren Tischnachbarn zuzuhören. Ich tat so, als würde ich meinen zuhören. Dabei versuchte ich eigentlich, das Gespräch an ihrem Tisch aufzuschnappen, das wie an Bändern durch den Raum flatterte.

»Verstehst du, es ist, als sei ich ein Haiku.«

»Und weiter?«

»Und somit habe ich drei Zeilen.«

»Und?«

»Und und. Aber jemand – das wäre schon die vierte Zeile.«

»Was denn, du willst ein korrektes Haiku sein?«

»Wenn ich eine vierte Zeile habe, dann bin ich kein Haiku mehr.«

»Und was bist du dann?«

»Ich weiß es nicht.«

Am Morgen sollten die Unterlagen zum Ausbruch des Aki-ta-Komagatake gebracht werden, daher schlief ich schlecht, ich hatte Angst, das Klopfen an der Tür zu überhören. Als ich auf mein Mobiltelefon schaute, sah ich, dass es schon 9:28 Uhr und noch niemand erschienen war. Frühstück gab es bis 10 Uhr, deshalb beschloss ich, nicht länger zu warten, um nicht den ganzen Tag über hungrig zu bleiben.

Als ich am Tisch saß, sah ich nach, ob ich neue Nachrichten erhalten hatte, und erinnerte mich zufällig an meinen Traum. Irgendein Mann trug mich eine Treppe hinauf, ich war anscheinend in ihn verliebt, aber ein Gedanke trübte meine Freude: was werden die Leute sagen und wie soll das überhaupt gehen. Die Sache war nämlich, der Mann war ein Hund, was seltsam klingt, aber im Traum passieren noch ungewöhnlichere Dinge. Ich sah ihn mal als Hund, mal als Mensch, und versuchte mir wohl einzureden, das sei normal.